

Zeitschrift:	Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber:	Pestalozzigesellschaft Zürich
Band:	61 (1957-1958)
Heft:	16
 Artikel:	Junge Mädchen sind anstrengend
Autor:	Bischof, Urs
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-669937

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wusste, dass für Sperisen keine Hoffnung auf Genesung blieb. Er hatte Krebs.

Und Frau Sperisen wusste es jetzt auch. Begreiflich, dass sie nicht mehr an die Dorfmusik dachte. Deshalb blieben die Monatsbeiträge unbezahlt. Schliesslich, wozu sollte sie die Beiträge bezahlen, wenn ihr Walti doch nicht mehr spielen konnte? Aber auch wenn man an die Musik gedacht hätte, wären die Beiträge jetzt unbezahlt geblieben. Das wenige Ersparne, das vorhanden war, wurde gänzlich von der Krankheit aufgezehrt.

Eines Tages erfuhr man dann, dass Sperisen Walter tot sei. Ein kleiner Mann war gestorben. Aber ein braver und rechter Mann. Jeder hatte ihn zu seinen Lebzeiten gern gehabt. Es wäre nicht leicht gewesen, den Namen eines Feindes zu nennen. Sperisen hatte, soviel ich weiss, keine Feinde. Er war immer bereit gewesen zu helfen, wo er konnte, und er hatte für jedermann und jederzeit ein freundliches Wort. Man hätte ihm Besseres gewünscht als einen zu frühen und qualvollen Tod.

Das wollte man seinen Nachgelassenen und besonders seiner Witwe zeigen. Sperisen bekam so viele Blumen und Kränze, als ob er eine wichtige Persönlichkeit gewesen wäre. Das ganze Dorf äusserte sein Beileid.

Auch die Musikgesellschaft schickte eine Abordnung von drei Mann und einen Kranz mit Schleife ins Trauerhaus. Die Männer kondolierten. Nun hätten sie wieder gehen können. Sie gingen aber noch nicht. Sie blieben verlegen stehen. Die Witwe merkte, dass die Musikanten noch etwas drückte. Aber keiner schien es sagen zu wollen. Sie schauten einander nur hilflos an. Endlich rückte Brechbühl doch mit der Sprache heraus.

«Frau Sperisen», sagte er gedrückt, «wir können dem Toten bei der Beerdigung leider nicht spielen.»

«So. Und warum nicht?» fragte die Frau.

Bodenmann ergriff jetzt das Wort.

«Wir hätten es beim Eid gern getan, Frau Sperisen, das dürft Ihr uns glauben. Aber es ist gegen die Statuten.»

Und Marti fuhr fort: «Ihr wisst, Frau Sperisen, dass die Mitgliederbeiträge in den letzten Monaten nicht mehr bezahlt worden sind. Da haben wir ihn aus dem Verein ausschliessen müssen. Walter hätte halt rechtzeitig seinen Austritt geben sollen. Dann wäre es anders gewesen. Dann hätten wir ihm spielen können. Aber so wie der Fall jetzt ist, geht es eben leider nicht. Wir müssen uns an die Statuten halten, sonst würde jeder machen,

was er will. Das müsst Ihr begreifen. Da, lest selber. Paragraph sieben.»

Er hielt ihr ein offenes gedrucktes Heftchen hin.

Aber Frau Sperisen wollte nichts von Paragraphen wissen. Sie bekam einen roten Kopf und gab das Heftchen ungelesen zurück.

«Gut. Dann lasst es halt bleiben, wenn euch der Paragraph wichtiger ist, als der Tote. Mein lieber Walti wird ja auch ohne Musik in den Himmel kommen. Dafür garantiere ich euch, ihr Tüpfchenscheisser.»

Sie wandte sich ab. Die drei Männer sollten ihre Tränen nicht sehen.

Urs Bischof

J U N G E M Ä D C H E N S I N D A N S T R E N G E N D

Junge Mädchen zwischen vierzehn und siebzehn sind liebreizende Geschöpfe. Sie entfalten sich wie frische Blumen und überraschen immer wieder durch neue Farben und Einfälle.

Aber junge Mädchen können zuweilen doch auch sehr anstrengend sein; besonders für ihren engeren Familienkreis. Eines Tages — kein Mensch weiss warum — entdecken sie zum Beispiel plötzlich ihre Liebe zu China und alles, was auf chinesischem Boden kreucht und fleucht. Das Töchterlein kauft sich chinesische Gedichte von Li-Tai-Pe und trägt das Büchlein ständig in seiner Tasche. «Sie sind ungeheuer gescheit, diese Chinesen», belehrt es uns und sagt einen Spruch her, bei dessen Anhören wir unser Hirn in mancherlei Falten legen müssen, um seine kondensierte Weisheit in ihrer ganzen Tiefe zu erfassen.

«Wisst ihr eigentlich, wann Li-Tai-Pe gelebt hat?» fragt uns zwischen Suppe und Käseauflauf die Tochter streng, worauf wir beschämt den Kopf schütteln oder vielleicht etwas vom fünften Jahrhundert murmeln. «Keine Spur», sagte es, «von 701—762. Habt ihr so etwas denn nie ge-

lernet?» — Wir armen, alten Toren, wie stehen wir jetzt da! Blamiert bis auf die Knochen. Dass uns Li-Tai-Pe im Grunde genommen ziemlich gleichgültig ist, wagen wir gar nicht zu sagen. So tief wollen wir in der Achtung unserer Aeltesten doch nicht sinken.

Eines Tages entdecken wir auf ihrem unaufgeräumten Schreibtisch eine lange Liste mit Morsezeichen. Und am Mittagstisch erhalten wir auch bereits die erste Probe von dieser Geheimsprache. Mit der Gabel wird etwas auf den Tisch geklopft, Punkte und Striche in bunter Mischung, und das soll heissen: «Noch mehr Pudding, bitte.» Die Klopferin wird sehr ungeduldig, als wir sie nicht verstehen, und belehrt uns erstaunlich mild, das Morsealphabet sei etwas unerhört Praktisches, eigentlich sollte jeder normalbegabte Mensch es beherrschen. «Soll ich dich lehren, Papa?»

Papa hat gar keine Lust und übrigens auch keinerlei Verwendung dafür, doch gehört es zu den pädagogischen Grundbegriffen, den Kindern nicht alle Initiative von vornherein zu nehmen und mit einem brüsken Nein die jugendliche Begeisterung zu dämpfen.

«Vielleicht finde ich einmal ein halbes Stündchen Zeit für den Morsekurs», sagt Vater zögernd, «aber nicht heute. Ich bin etwas müde.» Vater weiss genau, dass die Zeichen nie in sein malträtiertes Hirn hineingehen würden, aber das Töchterlein lässt nicht locker und möchte jeden Tag mit dem Unterricht beginnen. Zum Glück hat es bis in einer Woche seine Morsebegeisterung von selber verloren, und jetzt nimmt Fritz mit seinen blonden Haaren seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

«Darf ich nach dem Abendessen rasch telefonieren?» fragt das junge Mädchen. Wir kennen das: es bedeutet eine zwanzigminütige Grabsstille der übrigen Familie, die eigentlich Klavier üben, das Haushaltungsbuch nachtragen und mit der Schreibmaschine einen dringenden Brief erledigen sollte. Statt dessen erfüllt nun das geheimnisvolle Gekicher des jungen Mädchens die gute Stube. Der blonde Fritz am anderen Ende scheint unendlich viel freie Zeit und wenig Pflichten zu haben, die junge Tochter ihrerseits stellt seinetwegen die Geographie- und Rechenaufgaben, die sie sonst so peinlich genau erfüllt — besonders während der Zeit des Abwaschens und Abtrocknens — ohne weiteres in den Hintergrund. «Er ist so interessant», sagt sie schwärmerisch, meint den blonden Fritz und blickt uns erwartungsvoll an.

«So, so.» In solchen Fällen reagieren die Eltern oft ein wenig trocken, vielleicht weil sie noch keine Gelegenheit hatten, Fritzens interessante Seiten kennenzulernen. Bis jetzt sahen sie ihn jeweils nur auf dem Velo vorbeiflitzen, meistens mit einem Fussball und gar nicht etwa mit einem chinesischen Buch unterm Arm. «Er will mir zeigen, wie man einen Projektionsapparat bastelt», kommt es nach dem langen Telephonesprach noch heraus. «Sagt mal, wo haben wir eigentlich unsere Laubsäge? Und das Stück Tannenholz, das von der Puppenstube noch übrig ist? Ich muss das sofort haben.»

Es ist zwar halb neun Uhr abends und nicht unbedingt Mutters Herzenswunsch, einen Gang in den dunklen Estrich zu machen. Aber seufzend erhebt sie sich und holt den Schlüssel und die Taschenlampe aus dem Kasten. Die Expedition unters Dach kann beginnen.

Junge Mädchen sind wirklich liebreizend. Wenn sie nur nicht so viel Phantasie und Unternehmungslust besässen! Stets wird die spontane Mit hilfe der Brüder, Schwestern und aller älteren Hausgenossen vorausgesetzt. Der Vater muss, statt sich mit der Zeitung bequem auf dem Sofa zu lagern, grünes Glanzpapier aus seiner Malmappe heraussuchen, weil die Tochter eine neue Art von Klebezeichnung ausprobieren will, und die Mutter kann ihre Näharbeit nicht vollenden, ohne zwischendurch schnell den Rosschwanz einzurollen — weil die Freundinnen das auch so machen — oder sich für knallrote Strümpfe zu begeistern — «kaufst du mir ein Paar?» — oder einen Briefbogen mit goldenem Rand für den Namenstag des Herzallerliebsten — ist es immer noch Fritz oder heisst er schon Max oder Peter? — aus dem Schreibtisch zu reichen.

«Und jetzt lerne ich Schillers „Lied von der Glocke“ auswendig, das längste Gedicht im ganzen Buch. Würdest du mir bitte schnell die ersten vierzehn Strophen abhören?» fragt das junge Mädchen nach dem Abendessen. Eigentlich wollte Vater geruhsam die neue Fachzeitschrift durchblättern, aber jemand muss sich der lieben Tochter doch annehmen. Das Vorhaben, ein so langes Gedicht zu lernen — und zwar freiwillig! —, bedarf immerhin der Anerkennung. Hierum darf sich die Familie nicht drücken. Sie ist ja schon froh genug, nicht mit der unangenehmen Frage behelligt zu werden: «Was? Ihr könnt das Gedicht nicht mehr auswendig? Habt ihr denn früher nie so etwas gelernt? Seltsam.»